

Historische Texte der DDR aus der Perspektive des linguistic turn

Jaraus, Konrad H.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jaraus, K. H. (2012). Historische Texte der DDR aus der Perspektive des linguistic turn. *Historical Social Research, Supplement*, 24, 229-248. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-379091>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Historische Texte der DDR aus der Perspektive des *linguistic turn* [1998]

Konrad H. Jarausch*

Abstract: »*Historical Texts of the GDR from the Perspective of the Linguistic Turn*«. Though the second German state existed only four decades, it was well on its way to developing an odd language of its own, not immediately understandable to a Western audience. Inspired by the linguistic turn, this article attempted to analyze the effect of this separation of speech on historical research. To begin with, GDR publications used a different vocabulary which was characterized by a kind of double-speak, a noticeable difference between official declarations and personal communications. There was a clear hierarchy with political pronouncements in the lead, ideological transmission texts in the middle and actual daily usage following behind. The SED version of Marxism-Leninism created a new master narrative of German history, led by the working class and culminating in the creation of the GDR which had the effect of creating a public norm. This mixture of ideology, Soviet phrases and party-speak constrained methodological innovation and also led to the swift disappearance of this style after 1989.

Keywords: linguistic turn, GDR double-speak, lead-texts, ideological transmission, communist master narrative.

Der Umbruch von 1989 hat die schriftliche Hinterlassenschaft der ostdeutschen Geschichtswissenschaft eklatant verfremdet. Zieht man ein beliebiges Buch der Nachkriegsjahre aus einem Regal, kann man fast immer erkennen, ob es aus der DDR stammt, weil sich sein Papier anders anfühlt sowie Schriftbild und Illustrationen ungewohnt aussehen. Wenn ein westlicher Leser darin blättert, muten ihn Sprachgebrauch, Argumentationsweise und Interpretationsrichtung fremd an, denn sie repräsentieren ein andersartiges ideologisches System. Die Selbstbefreiung der ostdeutschen Bevölkerung aus ihrer Sprachlosigkeit im demokratischen Aufbruch hat eine „ungeheure Distanz“ zu diesen Schriften geschaffen, so daß sie nun wie „Texte aus einer untergegangenen Republik“ erscheinen.¹

* Reprint of: Jarausch, Konrad H. 1998. Historische Texte der DDR aus der Perspektive des *linguistic turn*. In *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, eds. Georg G. Iggers, Konrad H. Jarausch, Matthias Middell, and Martin Sabrow, 112-133. HZ Beiheft 27. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

¹ Wolfgang Iutz (Hrsg.), *Das soziale Band ist zerrissen. Sprachpraktiken sozialer Desintegration*. Leipzig 1994; Wolf Oschlies, „Wir sind das Volk“. *Zur Rolle der Sprache bei den Revolutionen in der DDR, Tschechoslowakei, Rumänien und Bulgarien*. Köln 1990.

Die Eigenartigkeit der historischen Erzeugnisse aus der DDR ist kein Zufall, sondern ein intellektuelles Resultat des gesellschaftlichen Großexperiments der SED. In bewußter Abgrenzung zur Bundesrepublik verlangte der Aufbau eines besseren, sozialistischen Deutschlands eine systematische Veränderung der Sprache als eigenes Kommunikationsmedium neuer Werte und Inhalte. Gleichzeitig sollte die Schaffung einer Gegengeschichte eine fortschrittliche Alternative zu den liberalen oder nationalen Meistererzählungen der bürgerlichen Historiographie bieten, um so den sozialistischen Teilstaat historisch zu legitimieren.² Da die DDR sich nur auf wenige Vorläufer im Umkreis der Arbeiterbewegung stützen konnte, bedurfte es einer erheblichen Anstrengung, um durch den Ausbruch aus überkommenen Stilen und Auffassungen einen eigenständigen Geschichtsdiskurs zu etablieren.

Für spätere Betrachter hat die Andersartigkeit ostdeutscher Schriftzeugnisse eine Verständnisbarriere geschaffen, die oft unterschätzt wird. Um mißverständliche Gleichsetzungen zu vermeiden, ist man versucht, Mark Twain abzuwandeln und zu fragen, ob nicht auch die Deutschen durch dieselbe Sprache getrennt sind. Während sie im Westen schon immer als fremd erschienen, sind nach der Vereinigung auch im Osten viele Leitbegriffe vergessen, Parolen verblaßt und Ideologismen unverständlich geworden.³ Wegen ihrer dogmatischen Sprache stehen sich DDR-Texte heute gewissermaßen selbst im Wege, denn ihre normierte Oberfläche verbirgt weitgehend ihre innere, oft spannungsgeladene Botschaft. Vorschnelle Fehltritte können nur vermieden werden, wenn man diese Textdimension wirklich ernst nimmt und die besonderen Produktions- und Rezeptionsbedingungen ostdeutscher Geschichtswissenschaft berücksichtigt.

Neue, in Anlehnung an den *linguistic turn* entwickelte Methoden der historischen Sprachanalyse bieten eine Möglichkeit, diese sprachliche Dimension weiter auszuloten. Dabei ist der sonst produktive Ansatz der geschichtlichen Grundbegriffe wenig hilfreich, da es hier um weit mehr als um die Untersuchung einzelner Schlüsselkonzepte geht.⁴ Statt sie aus Unverständnis abzulehnen, sollte man eher die Anregungen von Hayden White zum narrativen Charakter historischer Texte aufnehmen, den analytischen Impulsen der Linguistik von Roland Barthes folgen und den diskurstheoretischen Ansätzen von Michel

² Andreas Dorpalen, *German History in Marxist Perspective: The East German Approach*. London 1985; Alexander Fischer/Günter Heydemann (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft in der DDR*. 2 Bde. Berlin 1988/90, ignorieren die Rolle der Sprache weitgehend.

³ Armin Burkhardt/K. Peter Fritsche (Hrsg.), *Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von „Wende“ und Vereinigung*. Berlin 1992.

⁴ Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. 8 Bde. Stuttgart 1972-1997. Vgl. dagegen Bo Strath (Ed.), *Language and the Construction of Class Identities*. Gothenburg 1990; Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem 'linguistic turn'?, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien* 7, 1996.

Foucault nachgehen.⁵ Für die Entwicklung eines solchen poststrukturalistischen Ansatzes für historische Texte bietet Ann Rigneys Untersuchung der Meistererzählungen von Lamartine, Blanc und Michelet über die Französische Revolution ein überzeugendes Modell.⁶

Aus linguistischer Sicht erscheint die DDR-Geschichtswissenschaft als ein Paradebeispiel für die staatlich sanktionierte Konstruktion einer antibürgerlichen historischen *meta-narrative*. Aufgrund der „magischen Auffassung“ von der Macht des Wortes spielte bei der Konzipierung und anschließenden Durchsetzung eines neuen Geschichtsbildes die Regelung der Sprache eine zentrale Rolle als Ausdruck des hegemonialen realsozialistischen Herrschaftsdiskurses.⁷ Überraschenderweise scheint sich die reichhaltige sprachwissenschaftliche Literatur kaum mit der Wissenschaftssprache der DDR und noch weniger mit der Historiographie beschäftigt zu haben. Um die Anwendung eines linguistischen Ansatzes auf dieses Thema anzuregen, werden die folgenden Bemerkungen einige Grundmuster des ostdeutschen Sprachgebrauchs skizzieren, dann Besonderheiten historiographischer Rhetorikstile analysieren und schließlich die intellektuellen Auswirkungen solcher Normierungen diskutieren.

I. Eigenheiten ostdeutschen Sprachgebrauchs

In seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels betonte der tschechische Dissident Vaclav Havel die „mysteriöse Macht“ der Sprache, besonders unter einer Diktatur, „in der Worte das ganze Regierungssystem erschüttern können.“ Gleichzeitig wies er auf die fundamentale Ambivalenz von Ausdrücken wie „Frieden“ hin, deren jeweilige Bedeutung vom politischen Kontext abhängig ist. So konnten Lenins revolutionäre Parolen entweder „befreiend oder im Gegenteil täuschend, gefährlich oder letztendlich versklavend“ wirken. Das Lesen von Texten in einer solchen „gelenkten Sprache“ verlangt daher eine besonders kritische Hinterfragung ihrer eigenartigen

⁵ Hayden White, *Metahistory: Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*. Baltimore 1973; Roland Barthes, *Le Discours de l'histoire*, in: *The Rustle of Language*. New York 1986, 127-148; Michel Foucault, *L'Archéologie de savoir*. Paris 1969. Vgl. auch Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne*. Stuttgart 1994.

⁶ Ann Rigney, *The Rhetoric of Historical Representation: Three Narrative Histories of the French Revolution*. Cambridge 1990; Lloyd Kramer, Rezensionssatz, in: *History and Theory* 31, 1992, 314-325.

⁷ Ewald Lang, *Teils Verführung, teils Verweigerung: Zum Sprachgebrauch der DDR* (Vortrag, Berlin 1994). Vgl. auch Konrad H. Jarausch, *Die DDR-Geschichtswissenschaft als „Meta-Erzählung“*, in: Martin Sabrow (Hrsg.), *Verwaltete Vergangenheit. Geschichtskultur und Herrschaftslegitimation in der DDR*. Leipzig 1997, 19-34.

Intentionen und Rezeptionen.⁸ Welche Aspekte dieser ideologisch geprägten „Herrschaftssprache“ wirkten bewußt oder unbewußt auf die Abfassung von historischen Schriften ein?⁹

Ostdeutsche Wissenschaftler hatten sich zunächst einmal eines neuen, DDR-typischen Vokabulars zu bedienen. Teils Produkt des Marxismus-Leninismus, teils Resultat sowjetischer Importe (wie z.B. Kader oder Diversion), erwuchs dieser Sonderwortschatz auch aus pragmatischer Benennung der Nachkriegsrealitäten in der SBZ (wie die neuen Abkürzungen SMAD, LPG, VEB, HO, EOS usw.). Dabei traten sowohl Lexemspezifika (Begriffe wie Volkskammer), als auch Bezeichnungsspezifika (Broiler) und Bedeutungs- oder Wertungsspezifika universeller Worte wie Demokratie, Frieden oder Volk auf. Bei Personalkollektiven wie Brigade waren die Ost-West Unterschiede im Bereich der Politik und Gesellschaft größer als in der Wirtschaft und im allgemeinen Gebrauch. Zwar haben lexikalische Zeitungsanalysen nur eine Differenz von drei bis vier Prozent zwischen dem ost- und westdeutschen Wortschatz ergeben, aber dieser geringe Unterschied war oft entscheidend für die weltanschauliche Tendenz der Texte.¹⁰

Bei der Pflichtlektüre des Neuen Deutschland oder den endlosen Schulungen wurden Forscher auch mit einem hölzernen Funktionärsstil (*langue de bois*) konfrontiert. Im Volksmund wurde der stereotype Gebrauch von Floskeln wie „die ökonomische Hauptaufgabe in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ als „Parteichinesisch“ bezeichnet. Die Signatur dieser Spruchbändersprache waren nominalistische Begriffsdoppelungen, lange Genitivkonstruktionen, eine Häufung von Adjektiven wie „allseitig, schöpferisch, umfassend“, die Wiederholung von Formeln wie „allseitig entwickelte Persönlichkeit“, der Gebrauch von Superlativen wie „Weltniveau“ und typische Wortfelder wie die Kopplung von „Arbeitern und Bauern“.¹¹ Vor allem wenn sie an weniger politischen Themen arbeiteten, konnten jedoch Historiker diesen

⁸ Vaclav Havel, *A Word About Words*. New York 1992; Hans Dieter Schlosser, *Die deutsche Sprache in der DDR. Zwischen Stalinismus und Demokratie*. Köln 1990, 10ff.

⁹ Ralph Jessen, Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis. Überlegungen zum Zusammenhang von ‚Bürokratie‘ und Sprachnormierung in der DDR-Geschichte, in: Alf Lüdtke/Peter Becker (Hrsg.), *Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte*. Berlin 1996, 57-75.

¹⁰ Schlosser, *Deutsche Sprache in der DDR* (wie Anm. 8) 13ff.; Marie-Luise Frein-Plischke, *Wortschatz Bundesrepublik – DDR*. Bonn 1984, 315ff; Ruth Reiher/Rüdiger Lüzner (Hrsg.), *Von „Buschzulage“ und „Ossinachweis“. Ost-West-Deutsch in der Diskussion*. Berlin 1996, 32-54.

¹¹ Schlosser, *Deutsche Sprache in der DDR* (wie Anm. 8), 15ff.; Wolf Oschlies, *Vierzig zu Null im Klassenkampf? Sprachliche Bilanz von vier Jahrzehnten DDR*. Meile 1990.

Deformierungen durch Rekurs auf die Sprache der Vergangenheit teilweise entgehen.¹²

Dagegen hatten ideologisch determinierte Argumentationsmuster einen wesentlich stärkeren Einfluß auf die Geschichtswissenschaft. Der Bedeutungswandel älterer Termini wie Feudalismus, Arbeiterklasse, Sozialismus oder Imperialismus und die Einführung neuer Schlüsselbegriffe wie Monopolkapitalismus, Faschismus usw. waren nicht nur Produkt politischer Tageskämpfe, sondern gehörten selbst zur historischen Basis des Marxismus-Leninismus und wurden durch entsprechende Parteirichtlinien zur verbindlichen Geschichtsauffassung. Dazu kam die Tabuisierung von verbotenen Begriffen wie „Land“ und die Umwertung von überkommenen Etiketten wie proletarisch als gut oder bürgerlich als schlecht. Gleichzeitig gab es auch Neuprägungen wie „demokratischer Zentralismus“ oder „antifaschistischer Schutzwall“, die neue Sachverhalte euphemistisch umschrieben oder frühere Entwicklungen in einem anderen Licht erscheinen ließen.¹³

Das neue Referenzsystem des politischen Diskurses mußte auch den Stil wissenschaftlicher Auseinandersetzungen verändern. Teils als genuine Hinwendung, teils als opportunistische Absicherung machten die marxistisch leninistischen Klassikerzitate auch in Fachtexten Schule, ohne daß damit in jedem Falle inhaltliche Aussagen verknüpft waren. Darüber hinaus gab es ebenso rituelle Verbeugungen vor den sowjetischen Führern wie Stalin oder den DDR-Machthabern wie Ulbricht.¹⁴ Hinweise auf Parteitagebeschlüsse sowie Beispiele aus der Sowjetunion, der Internationale und Dritten Welt oder der Tradition der Arbeiterbewegung fungierten als Loyalitätsbekundungen. Besonders linientreue Wissenschaftler entwickelten daher die Fähigkeit, kleinsten Veränderungen offizieller Sprachregelungen zu folgen und ihnen eine tiefere Bedeutung abzugewinnen.

Wenn ideologische Erklärungsmuster mit eigener Erfahrung kollidierten, brachte ihre Verwendung jedoch die Gefahr eines Realitätsverlustes mit sich. Statt auf meßbaren Fakten aufzubauen, basierten Erklärungen sozialer Konflikte zunächst auf den autoritativen Schriften des Marxismus-Leninismus, was anfangs zu einem gewissen materialistischen Reduktionismus führte. Das Marxsche Klassenkampfschema, verbrämt durch die Leninsche Imperialismustheorie, konnte deduktiv, illustrativ oder normativ als historische Kausalerklärung verwendet werden. Mit Hinweisen auf „dialektisches Denken“ setzte sich die jeweilige Parteilinie immer wieder gegen Widersprüche aus der Praxis durch, auch wenn diese auf gegenteiligen Informationen beruhten. Für an Fak-

¹² Vgl. die Arbeiten von Herbert Langer, *Hortus Bellicus. Der 30jährige Krieg. Kulturgeschichte*. Leipzig 1980, sowie Jan Peters/Hartmut Harnisch/Liselott Enders (Hrsg.), *Märkische Bauerntagebücher des 18. und 19. Jahrhunderts*. Weimar 1989.

¹³ Barbara Marzahn, *Der Deutschlandbegriff der DDR*. Düsseldorf 1979.

¹⁴ Luutz, *Sprachpraktiken sozialer Desintegration* (wie Anm. 1), 158ff.

ten orientierte Forscher führte dieses Verhaltensmuster jedoch zu wiederholten Glaubwürdigkeitsverlusten.¹⁵

Trotz seiner hochgradigen Geschlossenheit gab es im ostdeutschen Kommunikationssystem daher gewisse Widersprüche, die auch auf historische Publikationen abfärbten. Einerseits herrschte eine SED-Rhetorik, die sich durch einen martialischen Sprachduktus auszeichnete und jede Auseinandersetzung als Kampf verstand. Befangen in einem polaren Denken, bevorzugten ihre Proponenten krieglerische Ausdrücke und argumentierten in Gegensatzpaaren von Angriff und Verteidigung, Freund und Feind usw. Gleichzeitig betonte die Partei in quasi-religiösen Formeln ihren Führungsanspruch als Vorhut der Arbeiterklasse und behauptete, dem gesellschaftlichen Fortschritt zu dienen. Diese Überzeugungen ließen daher bis auf die theologischen Debatten der Kirche kaum alternative Sprachstile und Kommunikationsräume zu.¹⁶

Andererseits verwendeten ostdeutsche Bürger eine davon abweichende Alltagssprache, die zwar von der DDR-Wirklichkeit geprägt wurde, sich aber der Kontrolle der SED zu entziehen bemühte. Manchmal witzig und oft respektlos erfand der Volksmund neue Redewendungen wie „Rennpappe“ für den haßgeliebten Trabi, die die Ambivalenz ihrer Lebensverhältnisse signalisierten.¹⁷ Diese mit deftigen Ausdrücken gewürzte Umgangssprache setzte sich in der privaten Unterhaltung deutlich von dem offiziellen „Kaderwelsch“ (Ausdruck von Bert Brecht) ab, z.B. wenn sie gewisse stilistische Eigenheiten („Fakt ist“) entwickelte. Wegen ihres proletenhaften, jugendlichen oder mundartlichen Duktus konnte sie jedoch nur für mündliche Debatten der Historiker als Kommunikationsmedium dienen.

Die für das tägliche Leben der Ostdeutschen charakteristische „doppelte Zunge“, die ihr gespaltenes Bewußtsein sprachlich wiedergab, bot eine potentielle, aber riskante Alternative für den wissenschaftlichen Gebrauch. Beherrschung der öffentlichen Herrschaftssprache war Voraussetzung für den beruflichen Erfolg, denn die gedankenlose Wiederholung der offiziellen Formeln suggerierte Systemloyalität. Aber in privaten Kreisen konnte man auch in eine authentischere Form der persönlichen Mitteilung wechseln, die eine weniger verkrampfte Umgangssprache benutzte. Die schon von Stephan Hermlin notierte Spannung zwischen diesen Ebenen spiegelte sich in einer Doppelbödigkeit literarischer Texte, die zwar meist mit dem offiziellen Sprachgebrauch konform

¹⁵ Stefan Kronenberg, *Wirtschaftliche Entwicklung und die Sprache der Wirtschaftspolitik der DDR 1949-1990*. Frankfurt am Main 1993.

¹⁶ Luutz, *Sprachpraktiken sozialer Desintegration* (wie Anm. 1), 86-108.

¹⁷ Als beispielhafte Textsammlung s. Ruth Reiher (Hrsg.), *Mit sozialistischen und anderen Grüßen. Porträt einer untergegangenen Republik in Alltagstexten*. Berlin 1995.

gingen, aber gleichzeitig eine weitere, kritischere Bedeutungsebene suggerierten.¹⁸

Innerhalb der gesetzten Grenzen war der Gebrauch der Sprachregelungen eine Frage von Nuancen und Schattierungen. Marxistische Klassikerzitate konnten entweder zur Unterstützung herrschender Dogmen oder zur subtilen Hinterfragung der Parteilinie benutzt werden, da ihre Texte eine erhebliche Bandbreite von Aussagen zu unterschiedlichen Themen bereithielten. Je nach Kontext war eine Überbetonung von Floskeln in der Lage, besondere Loyalität oder ironische Skepsis zu vermitteln, ohne offizielle Vorgaben zu verletzen.¹⁹ Auch war es möglich, anhand von zeitlich fernliegenden Beispielen aktuelle Themen in einer äsopischen Sprache zu behandeln, die durch verschiedene Lesarten einerseits als konforme Aussage, andererseits als subversive Abweichung verstanden wurde. Die normierte Sprache weist eine erhebliche Bandbreite von Verwendungen, Vermeidungen oder Umschreibungen der offiziellen Formeln auf, deren eigentliche Bedeutung sich erst bei genauerer Analyse erschließt.

Die ostdeutsche Sondersprache, der sich auch Historiker bedienen mußten, war deswegen eine widersprüchliche Hybride.²⁰ Ältere deutsche Traditionen der Literatur, Bürokratie oder Arbeiterbewegung mischten sich mit Importen aus der Sowjetunion und Neuprägungen, welche die Lebensumstände der DDR benannten. Diese Veränderungen des öffentlichen Sprachgebrauchs führten trotz mancher Abgrenzungsversuche oder Trennungsängste zu keiner sozialistischen Nationalsprache, verwandelten aber den diskursiven Kontext der dortigen Geschichtswissenschaft grundlegend. Auch wenn sie das neue Vokabular und den pathetischen Stil teilweise ablehnten, standen Historiker in einem ideologischen Argumentationszusammenhang, der auf die Dauer nicht nur ihre Ausdrucksweise, sondern auch ihr Denken nachhaltig beeinflusste.

II. Rhetorikstile der DDR-Geschichtswissenschaft

Im Gegensatz zur Literatur besteht die Besonderheit der Historiographie darin, daß sie in einem „doppelten Diskurs“ verhaftet ist. Während das Verständnis der Quellen und der Intentionen der damaligen Akteure ein Eingehen auf den Sprachgebrauch früherer Zeiten verlangt, muß Geschichtswissenschaft aber

¹⁸ Stephan Hermlin, Das Recht auf Kritik muß allgemein sein, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. September 1989. Vgl. Sabina Schroeter, *Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Studien zum DDR-typischen Wortschatz*. Berlin 1994.

¹⁹ Diskussionsanmerkungen von Wolfgang Küttler und Matthias Middell auf der Göttinger Tagung zur Geschichtswissenschaft der DDR (1. Juni 1996). Vgl. auch Stefan Wolle, *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989*. Berlin 1998, 78-82.

²⁰ Für eine breitere Perspektive vgl. Klaus Steinke (Hrsg.), *Die Sprache der Diktaturen und Diktatoren*. Heidelberg 1995.

auch vergangene Ereignisse durch neue Ausdrucksweisen der Gegenwart vermitteln. In jedem politischen System stehen Historiker dadurch in einem Spannungsverhältnis zwischen den Imperativen der Vergangenheit und gegenwärtigen Anforderungen, die kommunikative Konflikte hervorrufen.²¹ Einige Beispiele von typischen Textsorten mögen anhand ihrer Legitimationsmuster und Repräsentationsformen andeuten, wie die DDR-Geschichtswissenschaft mit dieser Doppelrolle fertig wurde.

Charakteristisch für das SED-System war eine deutliche Hierarchisierung von Texten. Größte Autorität besaßen die Leittexte, die durch politische Verbindlichkeit inhaltliche und sprachliche Ausstrahlung entwickelten. Als Schlüsselbeispiel können die vom ZK der SED verabschiedeten „Thesen anlässlich des 40. Jahrestages“ der Novemberrevolution von 1918 in Deutschland dienen.²² Ihre Sprache war hochgradig politisiert, um den Revisionismus der SPD zu verdammen, die sowjetische Oktoberrevolution zu feiern, die Gründung der KPD zu heroisieren und die DDR als Erfüllung der Novemberrevolution zu legitimieren. Zahlreiche Leninzitate, Propagandaformeln („junkerlich-bourgeois Imperialismus“) und einschneidende Uminterpretationen deuten auf den politischen Willen der Partei hin, mit solchen Richtlinien eine neue Version ihres Vergangenheitsverständnisses durchzusetzen. In diesen Prägetexten verkümmerte Historiographie weitgehend zum gegenwartsbezogenen politischen Argument.

Eine weitere Textsorte von hervorgehobener Bedeutung waren die Transmissionstexte, die wesentliche Facetten des sozialistischen Geschichtsbildes vermitteln sollten. Weil sie weniger befehlen als überzeugen wollten, bemühten sich diese Schriften um eine gefälligere Argumentations- und Ausdrucksweise, die den Informationsstand und die Sprachgewohnheiten der Bevölkerung respektierte. Ein typisches Beispiel ist die achtbändige „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“, die vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED von 1966 an herausgegeben wurde.²³ Von einem Autorenkollektiv aus Historikern und Publizisten verfaßt, war dies ein repräsentatives Werk mit zahlreichen Illustrationen und einem umfassenden Dokumentenanhang. In diesem für ein breites Publikum gedachten Text wurde die ideologische Linie weniger durch dogmatische Leitsätze als durch einen flüssigen Stil und anschauliche Schilderungen umgesetzt.

Eine dritte Ebene umfaßte die eigentlichen Fachtexte der DDR-Historiker, die primär ihrer innerwissenschaftlichen Kommunikation dienten. Ob sie nun

²¹ Rigney, *The Rhetoric of Historical Representation* (wie Anm. 6), 171ff.

²² Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland. Thesen anlässlich des 40. Jahrestages, in: *Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*. Hrsg. vom ZK der SED. Bd. 7. Berlin 1961, 354-387.

²³ *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED [IML]. 8 Bde. Berlin 1966-1968.

als Monographien oder Aufsätze veröffentlicht wurden, transportierten diese Abhandlungen das Spezialwissen der ostdeutschen Forscher, das in Lehre und Medien weitergegeben wurde. Ein repräsentatives Beispiel für diese Gattung ist die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, das führende historische Journal der DDR.²⁴ Ihre Texte bedienten sich einer abgehobenen Fachsprache, waren meist auf eigenen Recherchen aufgebaut und versuchten die vorgegebenen Richtlinien zu untermauern wie zu konkretisieren. Obwohl manchmal polemisch im Ton, bemühten sie sich, gleichzeitig den ideologischen Prämissen, den Aussagen der Quellen und den internationalen Wissenschaftsstandards zu genügen.

Ihre argumentative Legitimation gewannen DDR-Geschichtstexte aus dem Bewußtsein einer überlegenen Weltanschauung. Sie basierte vor allem auf Lenins Weiterentwicklung des dialektischen Materialismus von Marx und Engels zu einer „neuen Theorie der sozialistischen Revolution, die allgemein gültige Bedeutung für die Arbeiterbewegung aller Länder hat.“ Einerseits warf die Argumentation innerhalb dieses Weltbildes Interpretationsprobleme wie die Zuendeführung der bürgerlich-demokratischen Revolution auf, und die nicht immer zutreffenden Urteile kommunistischer Autoritäten gaben zu Kontroversen Anlaß.²⁵ Andererseits beanspruchte die Leitideologie selbst einen metawissenschaftlichen, sich der Nachprüfung entziehenden Status und machte Parteilichkeit für einen sozialistischen Humanismus zu einer Grundvoraussetzung der historischen Forschung. Diese Prämisse verlangte einen engagierten Stil, der sich statt um differenzierende Aussagen eher um linientreue Stellungnahmen bemühte.

Jedoch setzte die Autorität der Quellen einer ideologischen Fiktionalisierung immer wieder gewisse Grenzen. Als Erben der Rankeschen Tradition, die „ein umfangreiches und gründliches Quellenstudium“ erforderte, mußten auch DDR-Historiker bei der Konstruktion des „richtigen Geschichtsbilds“ die inhaltlichen Aussagen der Dokumente berücksichtigen. Die in dem Leitbild einer Verbindung von „Parteilichkeit mit strengster Wissenschaftlichkeit“ geleugneten Konflikte zwischen Ideologie und Überlieferung lösten diese Texte teils durch die Privilegierung von marxistischen Klassikern gegenüber staatlichem Schriftgut, teils durch eine dialektische Interpretation der gesetzmäßigen Zusammenhänge hinter den Dokumenten.²⁶ Daher zwang die Intertextualität der Geschichtswissenschaft die DDR-Forscher immer wieder zu einem schwierigen Spagat zwischen der Sprache der Vergangenheit und den Parolen der Gegenwart.

²⁴ ZfG 17, 1970, passim.

²⁵ Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland (wie Anm. 22), 358ff.

²⁶ *Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung* (wie Anm. 23), Bd. 1, 1-40. Vgl. auch Walther Eckermann/Hubert Mohr (Hrsg.), *Einführung in das Studium der Geschichte*. 3. Aufl. Berlin 1979, 19-46.

Auch die kritische Auseinandersetzung mit dem „objektiven Gegner“ der bürgerlichen Geschichtsschreibung diente zur Festigung der eigenen Positionen. Dabei konstatierten ostdeutsche Historiker die unterschiedlichsten Auffassungen in Westdeutschland: „Sie reichen von der Einsicht in die historische Wahrheit über die Anerkennung von Teilwahrheiten bis zum Verschweigen oder zur offenen Verfälschung von Grundproblemen und Tatsachen der Geschichte.“ So gesehen war „der Kampf um die historische Wahrheit“ ein Bestandteil des Ringens zwischen Fortschritt und Reaktion, der konsequent geführt werden mußte, um den „Kräften des Friedens und der Demokratie“ zum Erfolg zu helfen.²⁷ Aus einer Mischung von Ablehnung und Faszination verhinderten Zensoren sprachliche Abweichungen, polemisierten Fachabhandlungen gegen vermeintliche „Entstellungen“, warnten Rezensenten vor gefährlichem Revisionismus und prangerten historiographische Überblicke die verfehlten Ansichten des Klassenfeindes an.²⁸

Diese Ideologisierung führte zu gewissen DDR-typischen Repräsentationsformen der Vergangenheit. Besonders bei Transmissionstexten fällt ein dezidiert heroischer Gestus auf, der nicht differenziert analysieren, sondern emotional inspirieren sollte. Überall finden sich Hinweise auf die „Glorreiche Oktoberrevolution“ von 1917, „die größte revolutionäre Bewegung“ der Arbeiterschaft und weitere Superlative. Wie die Umbenennung von Straßen und die Aufstellung von Denkmälern zeigt, wurde ein neues Pantheon von meist männlichen Helden geschaffen, das nicht nur Marx und Engels, sondern auch Liebknecht und (weniger) Luxemburg, aber dafür umso mehr Thälmann und weitere Personen umfaßte. Gegenstück zu solcher Idealisierung war die sprachliche Dämonisierung der „Junker und Monopolisten“, der „Ausbeuter und Unterdrücker“, des „Imperialismus und Militarismus“ in den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik.²⁹

Als narrative Grundfigur einer solchen Geschichtsauffassung könnte man vielleicht das Brechtsche epische Drama bezeichnen. Zwar hält der Literaturtheoretiker Northrop Frye die Plotstruktur des Marxismus für „romantisch“ wegen ihres utopischen Charakters, aber dieser Terminus unterschlägt das rational-aufklärende Element der Ideologie, das in der episch-dramatischen

²⁷ *Ebd.* 11-13; Gerhard Rossmann, Die Verfälschung des antifaschistischen Widerstandskampfes in der westdeutschen Geschichtsschreibung, in: *ZfG* 17, 1970, 5-22; Gerhard Lozek, Zur Methodologie einer wirksamen Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Geschichtsschreibung, in: *ebd.* 608-661. Vgl. auch Martin Sabrows Überlegungen zum „objektiven Gegner“, in: Georg G. Iggers/Konrad H. Jarausch/Matthias Middell/Martin Sabrow (Hrsg.), *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, HZ Beiheft 27. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

²⁸ Simone Barck/Martina Langermann/Siegfried Lokatis, „Jedes Buch ein Abenteuer“. *Zensur-System und literarische Öffentlichkeiten in der DDR bis Ende der sechziger Jahre*. Berlin 1997.

²⁹ Beispiele in *ZfG* 18, 1970, passim.

Form klarer zum Ausdruck kommt.³⁰ In Anlehnung an das kommunistische Manifest präsentierten ostdeutsche Historiker die Vergangenheit als „die Geschichte von Klassenkämpfen“, was zu einer Stilisierung zu einem unablässigen Ringen zwischen Gut und Böse führte. Diese Rhetorik schuf als klassische Diskursfigur die Formel der „Sieger der Geschichte“, die den revolutionären Willen der unterdrückten Arbeiter und Bauern durch die Zusicherung eines zukünftigen Triumphs stärken sollte. Viele Texte bedienten sich daher einer demonstrierend erzählenden Form, die statt auf Spannung durch Ungewißheit auf rationale Betrachtung und Belehrung durch Einsicht in die Unausweichlichkeit des Verlaufs der Geschichte setzte.

Zur emotionalen Verankerung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes gehörte auch eine eigene politische Symbolik. Die neuen visuellen Zeichen stammten teils aus der Tradition der Arbeiterbewegung (die rote Fahne), teils aus der Erfahrung der Sowjetunion (Leninbüsten) und teils aus den Entwicklungen der Nachkriegszeit (der Händedruck auf dem Parteiemblem). In historischen Texten tauchten diese Versinnbildlichungen komplexer Zusammenhänge in vielfältiger, aber sprachlich vermittelter Form auf und erschienen meist als stereotype Floskeln wie der Redewendung von der „Einheit der Arbeiterklasse“ usw. Verbunden damit war eine positive affektive Konnotation, die nicht nur ein bestimmtes intellektuelles Geschichtsverständnis, sondern auch gewisse Gefühlsreaktionen als Anleitung zum gegenwärtigen politischen Handeln vermitteln sollte.³¹

Resultat dieser Anstrengungen war ein paradoxer Stil historiographischer Rhetorik, der den Charakter der ostdeutschen Geschichtstexte unverwechselbar machte. Obwohl die DDR-Historiographie die generelle Ideologisierung der Kommunikationsmuster reflektierte, hielt sie gleichzeitig an den überkommenen Formen des Austauschs von wissenschaftlichen Informationen wie der Monographie oder des Zeitschriftenaufsatzes fest. Ihre Texte spiegeln daher die Spannung zwischen einer instrumentalisierenden Hierarchisierung, weltanschaulichen Argumentation und episch-dramatischer Erzählstruktur und den traditionellen Kommunikationsformen des Faches wider. Durch die Beibehaltung des kritischen Apparats behielten die „eigentümlichen Rationalitätskriterien von Wissenschaft ihre Gültigkeit“ und setzten der ideologischen Funktionalisierung eine gewisse Grenze. Diese grundsätzliche Widersprüchlichkeit

³⁰ Im Gegensatz zu John Borneman, *Belonging in the Two Berlins: Kin, State, Nation*. Cambridge 1992, 78; Heinz Bude, Die ironische Nation, in: *Mittelweg* 36, 1998, H. 2, 5, bezeichnet das marxistische Schema als „tragisch“. Vgl. auch Hayden White, Der historische Text als literarisches Kunstwerk, in: Conrad/Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne* (wie Anm. 5), 125.

³¹ Rigney, *The Rhetoric of Historical Representation* (wie Anm. 6), 147ff.

ostdeutscher Geschichtstexte ist daher ein logisches Resultat ihres besonderen Selbstverständnisses.³²

III. Auswirkungen linguistischer Normierung

Diese rhetorischen Besonderheiten hatten nicht nur stilistische, sondern auch interpretative Konsequenzen. Da „der Charakter einer Wissenschaftssprache von dem ihr zugrundeliegenden System theoretischer Aussagen bestimmt wird“, argumentierte der Geschichtstheoretiker Wolfgang Küttler, „ist die Wissenschaftssprachlichkeit der Disziplin Geschichte mit dem historischen Materialismus verbunden“. Trotz der ideologischen Verankerung im Marxismus-Leninismus wies er jedoch auch darauf hin, daß diese „nicht Uniformität der Theorien, Methoden und Begriffe, sondern Ordnung der Vielfalt“ bedeute. Um innerhalb der Weltanschauung einen gewissen Freiraum für die historische Forschung zu gewinnen, betonte Küttler, daß die „Elastizität der Begriffe ein Wesensmerkmal der Dialektik“ sei.³³ Wie funktionierte diese Mischung aus Rahmenvorgaben und Flexibilität in der Forschungspraxis?

Grundlage ostdeutscher Schriften war eine eigene, aus dem Marxismus Leninismus abgeleitete Theorie der Geschichte. Die auf dem dialektischen Materialismus fußende Geschichtswissenschaft wähnte sich der bürgerlichen Historiographie überlegen, da sie die „Erkenntnis der allgemeinen Entwicklungs- und Strukturgesetze der Gesellschaft“ besaß, die sie nur in „möglichst effektiven Methoden zur Erforschung“ der Vergangenheit umsetzen mußte. Ihr Kern war die strukturelle Kategorie der „ökonomischen Gesellschaftsformation“, die durch den Primat materieller Interessen gleichzeitig Kausalerklärungen und Periodisierungsschemata lieferte. Zwar wurden Ereignisse als Spiegelung menschlichen Handelns begriffen, aber das Hauptinteresse galt dem dahinterstehenden „Klassenkampf und der Revolution“ als Lokomotiven geschichtlicher Entwicklung. Auch wenn dadurch die Ableitung einzelner Hypothesen nicht völlig festgelegt war, produzierte diese Theorie ein weitgehend geschlossenes interpretatives System.³⁴

Die Anwendung solcher Kriterien führte zu einer fundamentalen Umgestaltung der „Meistererzählung“ der deutschen Geschichte. In ostdeutschen Texten standen nicht mehr Herrscher, Feldherrn oder Diplomaten im Vordergrund, sondern Arbeiterführer oder Intellektuelle; statt auf Schlachten und Verträge

³² Richard Bessel/Ralph Jessen (Hrsg.), *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR*. Göttingen 1996, 14ff. Vgl. auch Detlef Pollack, Die konstitutive Widersprüchlichkeit der DDR, in: *GG* 24, 1998, 110-131.

³³ Wolfgang Küttler, Wissenschaftssprache, Begriffs- und Theoriebildung in der historischen Forschung und Darstellung, in: *ZfG* 28, 1980, 532-543.

³⁴ Wolfgang Küttler/Gerhard Lozek, Die historische Gesetzmäßigkeit der Gesellschaftsformationen als Dialektik von Ereignis, Struktur und Entwicklung, in: *ZfG* 17, 1970, 1117-1145.

konzentrierten sich die Darstellungen auf Parteiprogramme, Streiks und Revolutionen; Staaten wurden weitgehend durch Klassen ersetzt und zu ausführenden Organen der herrschenden Klasse degradiert. Zum Zwecke der Periodisierung entstanden neue Formationseinteilungen wie Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus, deren langwierige Übergangsprozesse endlose Diskussionen hervorriefen. Auch wurden andere Daten wie das Jahr der bolschewistischen Oktoberrevolution 1917 zu Zäsuren aufgewertet, obwohl sie in der deutschen Geschichte nur eine untergeordnete Rolle spielten. Durch einen jahrzehntelangen Prozeß des „Umerzählens“ entstand so eine eigenständige sozialistische Narration deutscher Vergangenheit.³⁵

Hauptzweck dieser Umdeutung war eine Traditionsneubildung zur Legitimierung der Eigenstaatlichkeit der DDR. Als sich die Wiedervereinigung unter sozialistischem Vorzeichen als unerreichbar erwies, rückte die DDR-Führung von der Kategorie der Nation ab und betonte den Klassencharakter des eigenen Staates als positive Alternative. Die großen Sammelwerke wie die Geschichte der Arbeiterbewegung versuchten eine unabhängige Traditionslinie zu konstruieren, die von bürgerlichen Liberalen zu den frühen Führern der Arbeiterbewegung reichte, in der Gründung der KPD kulminierte und mit dem antifaschistischen Widerstand zwingend auf die Schaffung der DDR zulief. Auch die vielzitierte Wende zur Konzeption von „Erbe und Tradition“ erweiterte zwar das Bild der Vergangenheit, sollte aber eigentlich zur solideren Legitimierung der Gegenwart dienen.³⁶ Dieser enge Gegenwartsbezug begünstigte einen methodologischen Traditionalismus, der schließlich zu einer re-Narrativierung führte.³⁷

Der Orientierungseffekt einer solchen Sprachnormierung war erheblich, gerade weil er den Beteiligten so wenig bewußt war. Zwang brauchte kaum angewendet zu werden, da die Begrenzung des linguistischen Feldes durch die Verinnerlichung der Spielregeln eine indirekte Bindung an das System produzierte. Die sprachliche Uniformität schuf eine virtuelle Wirklichkeit, die sich durch Auswahl der Vokabeln, Schlüsselbegriffe und Erklärungsmuster weitgehend selbst steuerte. Bürgerliche Argumentationsweisen, wie das Bestehen auf Objektivität, wurden als Feindbilder tabuisiert und sozialistische Alternativvor-

³⁵ Autorenkollektiv, *Lehrbuch der deutschen Geschichte*. 12 Bde. Berlin (Ost) 1959-1969. Vgl. auch Jarausch, *DDR-Geschichtswissenschaft als „Meta-Erzählung“* (wie Anm. 7), passim.

³⁶ Walter Schmidt, Zum Begriff ‚deutsche Geschichte‘ in der Gegenwart, in: *ZfG* 37, 1989, 5-19. Vgl. Jan Herman Brinks, *Die DDR-Geschichtswissenschaft auf dem Weg zur deutschen Einheit. Luther, Friedrich II. und Bismarck als Paradigmen politischen Wandels*. Frankfurt am Main 1992; Klaus Erdmann, *Der gescheiterte Nationalstaat: Die Interdependenz von Nations- und Geschichtsverständnis im politischen Bedingungsgefüge der DDR*. Frankfurt am Main 1996.

³⁷ Vgl. die Ausführungen von Helga Schulz, in: Georg G. Iggers/Konrad H. Jarausch/Matthias Middell/Martin Sabrow (Hrsg.), *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, HZ Beiheft 27. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

stellungen durch den gefährlichen Revisionismusvorwurf diffamiert. Weil andere Denkweisen schon linguistisch ausgeblendet wurden, konnte sich die Diskussion nur innerhalb des ideologischen Rahmens abspielen und eher seine Anwendung auf konkrete Beispiele als seine eigenen Unzulänglichkeiten thematisieren.³⁸

Trotzdem gelang die Normierung nie vollständig, weil sich die Außengrenzen des Diskurses graduell verschoben und auch die Binnentendenzen nicht ganz zu vereinheitlichen waren. Zunächst produzierten die sich verändernden politischen Notwendigkeiten der Gegenwart Korrekturen der jeweiligen Leitlinie, die auch auf die Interpretationen der Vergangenheit durchschlugen. Dann gab es weiterhin eine gewisse Autorität der Quellen, die materialgesättigte, empirische Studien ermöglichte, welche sich bei eindeutiger Dokumentenlage den Vorgaben teilweise entziehen konnten. Westdeutsche Gegenargumente forderten die ostdeutschen Forscher permanent heraus, selbst komplexere Erklärungen zu entwickeln, um vor dem eigenen Publikum bestehen zu können. Schließlich wirkten auch internationale methodologische Trends, manchmal über den Umweg flexiblerer Blocknachbarn, allerdings meist mit erheblicher Verzögerung auf die DDR ein.³⁹

Innerhalb der ideologischen Grenzen fand in der ostdeutschen Geschichtswissenschaft daher ein reger, jedoch schwer zu rekonstruierender Diskussionsprozeß statt. Vor allem in kollektiven Publikationsvorhaben wie Lehrbüchern oder Sammelwerken wurde intensiv um einzelne Formulierungen gerungen, die gewisse Thesen hervorhoben, andere Argumente wiederum ausschlossen. Da viele DDR-Historiker an solchen Vorhaben teilnahmen, wurden die geltenden Sprachregelungen eher durch diese Gruppendebatten als durch öffentliche Einwände oder veröffentlichte Rezensionen etabliert und perpetuiert. Typisch für diese Art der Meinungsbildung waren interne Diskussionen, in denen ein störrischer Kollege durch intensive Einwirkung auf den von der Partei festgelegten Pfad zurückgebracht wurde. Kritik von Textentwürfen war dabei das Schlachtfeld, auf dem der Konflikt unter anderem ausgetragen wurde.⁴⁰

In der wissenschaftlichen Qualität der Schriften gab es eine erhebliche Spannweite, die von primitiver Propaganda bis zu differenzierten Darstellun-

³⁸ Martin Sabrow, Der ‚ehrliche Meinungsstreit‘ und die Grenzen der Kritik, in: Gustavo Corni/Martin Sabrow (Hrsg.), *Die Mauern der Geschichte. Historiographie in Europa zwischen Diktatur und Demokratie*. Leipzig 1996, 79-117.

³⁹ Martin Sabrow, Zwischen Ökumene und Diaspora. Die Westkontakte der DDR-Historiographie im Spiegel ihrer Reiseberichte, in: *Berliner Debatte Initial* 1996, H. 3, 86-97; Georg G. Iggers (Hrsg.), *Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte*. Frankfurt am Main 1991.

⁴⁰ Martin Sabrow, Das Wahrheitsproblem in der DDR-Geschichtswissenschaft, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 25, 1996, 233-257. Vgl. auch die Ausführungen von Gerald Diesner, in: Georg G. Iggers/Konrad H. Jarausch/Matthias Middell/Martin Sabrow (Hrsg.), *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, HZ Beiheft 27. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

gen reichte. So finden sich in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft einerseits Texte von Marx oder Stalin, Aufrufe des ZKs der SED zu Jubiläen oder Stellungnahmen von Walter Ulbricht (seltener von Erich Honecker) zu historischen Fragen.⁴¹ Andererseits gibt es aber auch detaillierte Aufarbeitungen von unzugänglichen Quellen wie Willibald Gutsche's Forschungen zur Kriegszielpolitik des Kaiserreichs oder theoretische Reflexionsversuche wie Manfred Kossoks Analysen der Nationswerdung lateinamerikanischer Staaten.⁴² Der Grad der Ideologisierung der Sprache ist ein klarer Indikator für die jeweilige Orthodoxie des Textes, so daß Autoren, die wie Fritz Klein eine höhere Sprachkultur besaßen, nicht zu Unrecht potentieller Abweichung verdächtigt wurden.

Der sprachliche Befund deutet auch auf einen begrenzten Prozeß der Verwissenschaftlichung der DDR-Historiographie hin. Eine Inhaltsanalyse der Überschriften der in der ZfG abgedruckten Aufsätze, Miszellen und Dokumentationen im Zehnjahresabstand ergibt einen widersprüchlichen Eindruck: Im Gründungsjahr 1953 dominierten Ideologietexte (2/5) und Polemiken gegen westdeutsche Geschichtsschreibung. Aber schon 1960 wurden marxistische Analysen zu diversen Themen wie der Arbeiterbewegung oder neutrale Fachaufsätze dominant, die danach jeweils etwa zwei Fünftel der Beiträge stellten. Erst im Jahre 1990 verlagerte sich der Schwerpunkt eindeutig zu Spezialabhandlungen, deren Überschriften auch in westdeutschen Zeitschriften hätten erscheinen können. Statt einer gradlinigen Tendenz zur Professionalisierung bestand lange eine stabile Mischung von Parteilichkeit und Fachkompetenz, die nur langsam von einer nüchterneren, sachlicheren Art der Veröffentlichungen abgelöst wurde.⁴³

Da der Sprachgebrauch gewisse Formeln mit mehr als fachlicher Autorität ausstattete, blieb das Innovationspotential einer solchen Historiographie eingeschränkt. Zweifellos bedeutete der Bruch mit der auf dem Historismus aufbauenden Nationalgeschichte eine anfängliche Öffnung zur Arbeitergeschichte, Widerstandsforschung usw., welche die Bandbreite der historischen Vergewärtigungen vergrößerte. Aber diese neuen Deutungsmuster wurden schon

⁴¹ Vgl. z.B. Karl Marx, Preußische Zustände, in: *ZfG* 1, 1953, 184-197; W. J. Stalin, über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, in: *ebd.* 172-183; Walter Ulbricht, Zehn Jahre Kampferfahrungen der KPD, in: *ebd.* 377-385; Grußadresse des ZK der SED vom 14. Dezember 1959 an die Konferenz der Kommission der Historiker der DDR und der UdSSR, in: *ebd.* 8, 1960, 5-6; Erich Honecker, In der DDR wird die historische Leistung Martin Luthers bewahrt, in: *ebd.* 28, 1980, 927-931.

⁴² So zum Beispiel Willibald Gutsche, Die Entstehung des Kriegsausschusses der deutschen Industrie und seine Rolle zu Beginn des ersten Weltkrieges, in: *ZfG* 18, 1970, 877-898; Manfred Kossok, Zur Spezifik der Nationswerdung und Staatsbildung in Lateinamerika, in: *ebd.* 750-763.

⁴³ Inhaltsverzeichnis der *ZfG* 1, 1953, 8, 1960, 18, 1970, 28, 1980 und 38, 1990. Diese systematische Stichprobe überspringt zwar interessante Zäsuren wie 1956/57, gibt aber dadurch die langfristigen Trends deutlicher wieder.

bald in feste Formulierungen gegossen und erhielten durch die SED einen Anspruch auf Verbindlichkeit, der eher Auslegung als Hinterfragung zuließ. Der damit zusammenhängende Methodentrationalismus der DDR-Historiographie, der politik- und ideengeschichtliche Paradigmata anhand der Arbeiterbewegung fortschrieb, erschwerte Neuansätze. Die überwiegend kritische Kommentierung von Tendenzen wie Gesellschaftsgeschichte, Quantifizierung, Alltagsgeschichte oder neue Kulturgeschichte zeigt, daß solche Impulse eher von außen kamen, als daß sie aus dem System selbst hervorgingen.⁴⁴

Die Uniformierung der Sprache verengte auch die potentiellen Freiräume in der ostdeutschen Geschichtswissenschaft. Nicht zu Unrecht weisen differenzierende Darstellungen auf die Existenz von gewissen „fachwissenschaftlichen Nischen“ und die „Möglichkeiten von individueller Verweigerung“ hin. Angesichts der Übermacht von politischen Ansprüchen war die Aufrechterhaltung von professionellen Standards der Quellenkritik und der wissenschaftlichen Darstellung zweifellos ein Indiz einer gewissen Widerstandshaltung gegen eine vollständige Instrumentalisierung. Auch vorsichtige Ansätze zur Ausweitung des theoretischen Rahmens durch Einbeziehung bürgerlicher Vordenker wie Karl Lamprecht und Max Weber gingen in die Richtung von partieller Auflockerung. Aber Festhalten am Empirismus und Versuche von alternativem Denken mußten sich in der Sprache des marxistisch-leninistischen Geschichtsdiskurses rechtfertigen und blieben dadurch letztlich in seinen Grundannahmen gefangen.⁴⁵

Der Effekt der Sprachnormierung beraubte die Geschichtswissenschaft in der DDR weitgehend ihrer systemreflektierenden Funktion in der Öffentlichkeit. Die Etablierung einer sozialistischen Meistererzählung erschwerte durch ihre offiziellen Sprachregelungen die Entwicklung unterschiedlicher Standpunkte bei der Auslegung der Leitlinien und begrenzte fachimmanente Tendenzen der Verwissenschaftlichung. Obwohl viele Intellektuelle „diese unmögliche Sprache, die wir offiziell vermittelt bekommen haben“, ablehnten, benutzten nur wenige Dissidenten den antifaschistischen Anspruch des ostdeutschen Ge-

⁴⁴ Konrad Irmschler, Zum ‚historisch-sozialwissenschaftlichen‘ Konzept einer bürgerlichen Gesellschaftsgeschichte in der Historiographie der BRD, in: *ZfG* 28, 1980, 1135-1147. Vgl. dazu den sich verändernden Ton von Jürgen John, Sozial-, alltags-, und kulturhistorische Aspekte der Geschichte der Weimarer Republik, in: *ebd.* 38, 1990, 802-819. Jan Peters spricht sogar von einem „bedauerlichen Rückstand“ in seinem Forschungsbericht: Das Angebot der ‚Annales‘ und das Beispiel Le Roy Ladurie. Nachdenkenswertes über französische Sozialgeschichtsforschung, in: *JbWG* 1989, T. 1, 139-159.

⁴⁵ Stefan Wolle, Das Versagen der Historiker, in: Rainer Eckert/Wolfgang Küttler/Gustav Seeber (Hrsg.), *Krise – Umbruch – Neubeginn. Eine kritische und selbstkritische Dokumentation der DDR-Geschichtswissenschaft 1989/90*. Stuttgart 1992, 231-235; Hans Schleier (Hrsg.), *Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke*. Leipzig 1989; Wolfgang Küttler (Hrsg.), *Max Weber. Rationalisierung und Entzauberte Welt*. Leipzig 1989. Vgl. auch Wolfgang Bialas, *Vom unfreien Schweben in den freien Fall. Ostdeutsche Intellektuelle im gesellschaftlichen Umbruch*. Frankfurt am Main 1996, 199ff.

schichtsbildes als kritischen Maßstab für die realsozialistische Realität.⁴⁶ Im Gegensatz zum Aufkommen einer oppositionellen Geschichtsschreibung in der Sowjetunion verhinderte die Selbstbindung der Historiker an den Herrschaftsdiskurs die Bildung einer systemkritischen Historiographie, die wie ein Teil der Literatur, die Vergangenheit zur Hinterfragung der Gegenwart hatte heranziehen können.⁴⁷

IV. Implikationen historischer Textualität

Angeichts des totalen Zusammenbruchs notierte der jüdische Romanist Victor Klemperer im Sommer 1945 in seinem Tagebuch:

Ich muß allmählich anfangen, systematisch auf die Sprache des VIERTEN REICHES zu achten. Sie scheint mir manchmal weniger von der des DRITTEN unterschieden als etwa das Dresdener Sächsische vom Leipziger.

Trotz der entgegengesetzten Ideologie der sowjetischen Besatzungsmacht entdeckte er alarmierende Gemeinsamkeiten, „wenn etwa Marschall Stalin der Größte der derzeit Lebenden ist, der genialste Stratege“. Einige Ausdrücke der „Lingua Tertii Imperii“ seien direkt in die „Lingua Quatri Imperii“ übernommen worden, wunderte sich dieser sensible Beobachter: „Und ist der Unterschied zwischen Sprache und Wahrheitsgehalt Stalinice ein so sehr viel anderer als Hitlerice?“ Sprachliche Kontinuität unter umgekehrten Vorzeichen warf schon in der frühesten Nachkriegszeit das politische Grundparadox des radikalen, antifaschistischen Neubeginns auf: „Und wenn ich nun wirklich jetzt zum Publicieren käme, ... wäre ich frei im Schreiben?“⁴⁸

Wegen ihrer linguistischen Fremdheit beurteilten anti-kommunistische Wissenschaftler im Westen die historischen Texte der DDR anfangs als ein reines Produkt totalitärer Propaganda. Sie monierten vor allem die Verformung der Sprache, die Durchsetzung mit Worthülsen und ihren plakativen Ausdruck. Der polemische Stil vieler Schriften befremdete, weil er aus einem anderen Kommunikationssystem stammte, das bildungsbürgerliche Spielregeln mißachtete. Auch schien die Argumentation oft hochgradig ideologisiert und mehr auf marxistisch-leninistischen Klassikersentenzen als auf detaillierten Quellenzita-

⁴⁶ Angelika Barbe in den Materialien der Enquete-Kommission. Band 5/1: *Deutschlandpolitik, innerdeutsche Beziehungen und internationale Rahmenbedingungen*, 655f.; Hans Miseselwitz, *Nicht länger mit dem Gesicht nach Westen*. Bonn 1996, 115ff.

⁴⁷ Im Kontrast zu Georg Iggers, *Einige Aspekte neuer Arbeiten in der DDR über die neuere Deutsche Geschichte*, in: *GG* 14, 1988, 542-557.

⁴⁸ Victor Klemperer, *Zwiespältiger denn je. Dresdener Tagebuch 1945 Juni bis Dezember*. Hrsg. v. Günter Jäckel. (Sonderausgabe der *Dresdener Hefte: Beiträge zur Kulturgeschichte*). Dresden 1995, 20-22, 33, 38, 58. In der veröffentlichten Fassung seines Buches über die Lingua Tertii Imperii unterdrückte Klemperer aber solche Skrupel und auch seine Entscheidung, weiter in der DDR zu leben und arbeiten, ignorierte seine berechtigten Zweifel (Hinweis von Bernd Florath).

ten aufgebaut. Außerhalb des SED-Systems wurde diese dezidierte Parteilichkeit weitgehend als eine Verletzung grundlegender Normen internationaler Wissenschaftspraxis wahrgenommen. Schließlich war auch der Inhalt durch die Neukonstruktion einer auf die Arbeiterbewegung zentrierten Meistererzählung so ungewohnt, daß viele westliche Historiker ihren ostdeutschen Kollegen den Charakter von Wissenschaftlern absprachen.⁴⁹

In den 1980er Jahren entdeckten jedoch genauere Beobachter wie Georg Iggers auch andere, attraktivere Eigenschaften ostdeutscher Historiographie. Vor allem in den eigentlichen Fachtexten, die traditionelle monographische Formen verwendeten, fanden sie eine Wissenschaftssprache, die wie in Ernst Engelbergs anerkannter Bismarck-Biographie präzise beschrieb und vorsichtig über komplexe Sachverhalte urteilte. Nicht zu Unrecht sahen sie in der handwerklichen Gediegenheit und der Intertextualität der Dokumente eine gewisse Barriere gegen ideologische Vereinnahmung. Auch mußte politisches Engagement nicht unbedingt penetrant sein, sondern die Haltung eines sozialistischen Humanismus schien sich nur wenig von der kritischen Richtung historischer Sozialwissenschaft zu unterscheiden.⁵⁰ Jenseits der normierten Oberfläche ostdeutscher Texte konstatierten einige westliche Forscher also eine erhebliche Spannweite des Ausdrucks, der Argumente und des Inhalts, welche die Anstrengungen einer Lektüre lohnte.

Diese widersprüchlichen Wahrnehmungen fußten auf den zwiespältigen Auswirkungen dieses Sprachgebrauchs auf den Charakter der historischen Rekonstruktionen. Einerseits verstärkte die Normierung der Sprache unbewußt die Orientierung der ostdeutschen Historiker auf den Marxismus-Leninismus als Weltanschauung sowie auf die jeweilige Parteilinie der SED. Ein großer Teil der Diskurskontrolle in der DDR erfolgte indirekt über den Gebrauch von Begriffen, Argumentationsweisen und Inhalten, welche die Interpretation von vornherein in eine „fortschrittliche“ Richtung drängten.⁵¹ Die schrittweise Entwicklung einer eigenen Historiographie zu den Hauptthemen der deutschen Geschichte erlaubte es ostdeutschen Historikern, „bürgerliche“ Forschungser-

⁴⁹ Manche westdeutsche Verdammungsurteile nach der Vereinigung fußten auch auf solchen sprachlichen Eindrücken. Vgl. Volker Ullrich, *Trotz alledem? Zum 125. Geburtstag Rosa Luxemburgs: Annelies Laschitzas Biographie stellt die streitbare Sozialistin erneut auf ein Postament*, in: *Die Zeit*, 8. März 1996.

⁵⁰ Ernst Engelberg, *Bismarck. Urppeuße und Reichsgründer*. 5. Aufl. Berlin 1989, XIII, besonders die bezeichnende Bemerkung: „Deutlicher als früher erkannte ich, wie stark, vielschichtig-widerspruchsvoll und reich er als Persönlichkeit war und wie er sich dadurch als fähig erwies, die nach der gescheiterten Revolution von 1848 offenen Probleme auf seine Art von oben zu lösen.“ Vgl. Georg G. Iggers, *Was bleibt von der marxistischen Geschichtswissenschaft? Ein ost-westlicher Vergleich*, in: Konrad H. Jarausch/Matthias Middel (Hrsg.), *Nach dem Erdbeben. (Re-)Konstruktion ostdeutscher Geschichte und Geschichtswissenschaft*. Leipzig 1994, 121-131.

⁵¹ Martin Sabrow, *Historia militans in der DDR. Legitimationsmuster und Urteilkategorien einer parteilichen Wissenschaft*, in: *Historicum*, Frühjahr 1995, 18-25.

gebnisse weitgehend zu ignorieren. Zumindest in der Lehre konnten DDR-Historiker der letzten beiden Jahrzehnte sich weitgehend in einem durch eigene Sprache, Begriffe und Inhalte charakterisierten, eigenständigen Geschichtsdiskurs bewegen.⁵²

Andererseits trug die Künstlichkeit der DDR-Texte ironischerweise auch zum Aufbegehren gegen ihren Konformismus bei. Mit der fortschreitenden Professionalisierung der Forschung nahm der direkte Ideologiegehalt der Texte ab. Tiefere Quellenkenntnis schuf Spannungen mit ideologischen Vorgaben, so daß Tabus wie die Erwähnung des Zusatzprotokolls des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts langsam unhaltbar wurden. Die internationale Diskussion blieb nicht ohne Folgen, da der Wunsch nach Anerkennung Druck ausübte, universelle Standards des wissenschaftlichen Nachweises zu benutzen. Wachsender Widerwillen gegen eine allzu enge Gängelung führte schon in den achtziger Jahren zu wiederholten Versuchen, die Bandbreite der internen Diskussionen zu erweitern. Schließlich inspirierte im Herbst 1989 das Verlangen nach authentischer Sprache etablierte Historiker zu einem halbherzigen Versuch der Selbstreform und jüngere Forscher zu einer entschiedenen Attacke gegen die Verzerrungen der offiziellen Geschichtsrhetorik.⁵³

Seit dem Zusammenbruch des realen Sozialismus hat sich die Bedeutung ostdeutscher Geschichtstexte grundlegend verändert. Obwohl sich in ihnen, außer bei Neuauflagen, keine Zeile verwandelte, hat der Umbruch des Kontexts sie in den Augen der Leser ihrer politischen Verbindlichkeit beraubt und ihre wissenschaftliche Autorität in Frage gestellt. Ihr spezielles, von Begriffen wie „Produktivkräfte“ durchsetztes Vokabular ist fremd geworden, ihre parteiischen Argumentationsmuster von der Gesetzmäßigkeit der Formationsentwicklung greifen nicht mehr, und ihre Heroisierung „des heldenmütigen Kampfes der Arbeiterklasse“ klingt wie ein Echo aus früherer Zeit. Als Relikte eines gestürzten Herrschaftsdiskurses sind sie nun selbst zur Quelle geworden und geben mehr Aufschluß über die politischen Prioritäten ihrer Entstehung als Einsichten in die Aspekte der Vergangenheit, die sie eigentlich behandeln.⁵⁴

⁵² Vgl. das *ZfG-Sonderheft: Historische Forschungen in der DDR 1960-1970. Analysen und Berichte*. Berlin 1970, und jedes Jahrzehnt danach. Den Widerspruch zwischen Reglementierung und Verweigerung notiert auch Wolfgang Thierse, „Sprich, damit ich dich sehe“. Beobachtungen zum Verhältnis von Sprache und Politik und DDR-Vergangenheit, in: Joachim Born/Gerhard Stichel (Hrsg.), *Deutsch als Verkehrssprache in Europa*. Berlin 1993, 114-126.

⁵³ Heinz Heitzer, Für eine radikale Erneuerung der Geschichtsschreibung über die DDR, in: *ZfG* 38, 1990, 498-509; Eckert/Küttler/Seeber (Hrsg.), *Krise – Umbruch – Neubeginn* (wie Anm. 45), passim; Rainer Eckert/Illko-Sascha Kowalczyk/Isolde Stark (Hrsg.), *Hure oder Muse? Klio in der DDR. Dokumente und Materialien des Unabhängigen Historiker-Verbandes*. Berlin 1994.

⁵⁴ Noch 1990 erschien ein Aufsatz von Gottfried Stiehler über Materialismus und Dialektik als Grundlagen der marxistischen Geschichtsauffassung, in: *ZfG* 38, 1990, 5-20, der sich zwar um Flexibilität bemühte, aber letztlich versuchte, einen materialistischen Ansatz zu

Das schnelle Verblässen vieler DDR-Geschichtstexte liegt zu einem großen Teil in dem von Vaclav Havel angesprochenen paradoxen Charakter ihrer Sprache begründet. Obwohl die von ihnen zur Rechtfertigung bemühten Werte der Gleichheit und Brüderlichkeit auf die fortschrittliche Tradition der Aufklärung zurückgehen, benutzte aber deren wissenschaftliche Umsetzung restriktive Sprachregelungen, die eine freie Forschung weitgehend unmöglich machten. Das Resultat der Diskrepanz zwischen Freiheitsprogrammatik und repressiver Praxis waren ideologisierte Schriften mit dogmatischer Sprache und forcierter Argumentation, die das kreative Interpretationspotential eines demokratischen Sozialismus, wie es z.B. in den freimütigeren Formulierungen von Hartmut Zwahr oder Helga Schultz aufblitzt, weitgehend ungenutzt ließen.⁵⁵ Die Deformierung der großen Mehrheit historischer Texte weist daher darauf hin, daß die Geschichtswissenschaft der DDR auch an dem Grundwiderspruch zwischen ihrem emanzipatorischen Anspruch und ihrer diktatorischen Sprachnormierung gescheitert ist.

retten. Vgl. auch Robert F. Berkhofer, *Beyond the Great Story: History as Text and Discourse*. Cambridge 1995, 76ff.

⁵⁵ Aufsätze von Hartmut Zwahr und Helga Schultz, in: Iggers (Hrsg.), *Ein anderer historischer Blick* (wie Anm. 39). Für einen differenzierten Beurteilungsansatz vgl. Martin Sabrow, Schwierigkeiten mit der Historisierung. Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsgegenstand, in: ders./Peter Th. Walther (Hrsg.), *Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR*. Leipzig 1995, 9-28.